GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Tagebuch und Autobiografie : Weiblichkeitskonstruktionen und Erinnerungskulturen: Das Kriegs- / Brieftagebuch und die Autobiografie einer nazi-affinen Frau

Grenz, Sabine

2015

https://doi.org/10.25595/703

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Grenz, Sabine: *Tagebuch und Autobiografie : Weiblichkeitskonstruktionen und Erinnerungskulturen: Das Kriegs- / Brieftagebuch und die Autobiografie einer nazi-affinen Frau*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 33 (2015) Nr: 2, 212-228. DOI: https://doi.org/10.25595/703.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-2015-0206

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Sabine Grenz

Tagebuch und Autobiografie: Weiblichkeitskonstruktionen und Erinnerungskulturen: Das Kriegs-/Brieftagebuch und die Autobiografie einer nazi-affinen Frau

Die bisherige Selbstzeugnisforschung zum Zweiten Weltkrieg hat sich überwiegend mit Briefen von Soldaten befasst (z. B. Didczuneit / Ebert / Jander 2010; Werner 2008; Humburg 1998; Latzel 1998), während die Erforschung der Selbstzeugnisse von Frauen nach wie vor ein Desiderat ist, sie wurden in weitaus geringerem Ausmaß analysiert (vgl. z. B. Hämmerle 2010; Marszolek 1999; Jureit 1999; Dörr 1998a–c; Zur Nieden 1993). Mit diesem Beitrag möchte ich die Forschungslücke weiter schließen helfen und ein Brieftagebuch aus dem Kempowski-Bio-Archiv in der Berliner Akademie der Künste vorstellen, das durch zwei später verfasste Autobiografien ergänzt wird.[1] Anhand dieser Selbstzeugnisse lassen sich Verschiebungen im Gedächtnis nachvollziehen, die sich insbesondere auf die affirmative Einstellung zum Nationalsozialismus und zum Krieg im Brieftagebuch beziehen. In den verschiedenen Texten werden zwei verschiedene weibliche Identitäten konstruiert, die nebeneinander stehen bleiben: Während es sich im Brieftagebuch um eine nazi-affine Weiblichkeitskonstruktion handelt, wird in der Autobiografie das Bild der unpolitischen Kriegerwitwe hergestellt.

Diese Analyse schließt an die bestehende Literatur zur NS-Geschlechterforschung an, die die weitreichende Integration von Frauen in den Nationalsozialismus, die Wehrmacht und den Krieg herausgearbeitet hat (vgl. u. a. Wagner 2010; Frietsch / Herkommer 2009; Krauss 2009; Erpel 2007; Gehmacher / Hauch 2007; Steinbacher 2007; Hornung 2005; Mouton 2005; Hagemann / Schüler-Springorum 2002; Kundrus 2002 und 1995; Weckel / Heinsohn / Vogel 1997; Koonz 1987). Die Kriegsteilnahme wird am deutlichsten bei den Frauen, die im Luftschutz, als Kriegshelferinnen oder Krankenschwestern oder in der Waffenproduktion tätig waren (z. B. Maubach 2009; Steinbacher 2007). Allerdings waren Frauen noch auf andere Weise am Krieg beteiligt, etwa indem sie Kleidung für Soldaten nähten oder den Soldaten brieflich moralische Unterstützung boten, wozu sie die Kriegspropaganda anhielt (vgl. Jureit 1999). Der wohl größte Aufgabenbereich bestand aber in der Stellvertretung der Männer zu Hause. Insgesamt betrachtet erfüllten Frauen (und Männer) im Zivilleben sowie Zwangs-

[1] Ich möchte die Gelegenheit nutzen, mich an dieser Stelle sowohl bei den Mitarbeiter_innen des Archivs als auch den Kindern der Autorin für ihre Unterstützung zu bedanken.

arbeiter_innen Aufgaben, die sich komplementär zum Dienst an der Waffe verhielten, aber nicht minder kriegswichtig waren.

Die Art und Weise der Militarisierung des Alltags und des Zusammenlebens war im Zweiten Weltkrieg insofern gegendert, als die »wehrfähigen« Männer direkt als Soldaten rekrutiert wurden, während Frauen stärker die indirekten Auswirkungen trugen. Diese Aufteilung beruhte auf der bürgerlich nationalistischen Geschlechterkonstruktion, derzufolge Männer kämpferisch und Frauen bewahrend sein sollten (vgl. Yuval-Davies 1997). In Bezug auf das hier untersuchte Selbstzeugnis bildeten der Krieg, seine Folgen und die zugrunde liegende Geschlechterordnung sowohl den äußeren Rahmen als auch die Motivation für das Verfassen des Brieftagebuchs. Zudem boten sie den Anlass für die später geschriebene Autobiografie über die Kriegszeit.

Die Verfasserin des Brieftagebuchs, die ich Christa Bartel nenne,[2] war Bäuerin, verheiratet und Mutter zweier Kinder. Sie begann das Brieftagebuch, nachdem sie in der Weihnachtszeit 1943 erfuhr, dass ihr Mann an der Front vermisst würde. Es besteht aus fiktiven Briefen an den vermissten Ehemann in drei handgeschriebenen Heften à ca. 60 bis 90 Seiten.

Das Schreiben diente nicht mehr der beständigen Berichterstattung von zu Hause und der Aufmunterung an der Front – auch, wenn die Einträge Erzählungen über das Geschehen zu Hause und Beschreibungen der eigenen Empfindungen enthalten –, sondern vielmehr der Verarbeitung der Trennung, der Angst und des Alleinseins. Bartels Perspektive ist »gesund bäuerlich« (12.11.1944) und steht in engem Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Ideologie von Blut und Boden. Das »Volk« sollte aus dem Bauerntum erneuert und »aufgenordet« werden (May 2005). Die Verfasserin greift auf diese Diskurse zurück, um ein entsprechendes Bild von sich als Frau zu entwerfen, was sich sowohl in ihrer Einstellung zum Krieg als auch in ihrer Unterscheidung zwischen Deutschen und »Anderen« zeigt.

Ihr Brieftagebuch wird durch Erzählungen über die Entwicklung der Kinder und Begegnungen mit anderen Menschen, aber auch durch Berichte aus der eigenen Landwirtschaft gefüllt. Ihr explizit geäußertes Ziel ist es, das erneute Zusammenkommen mit ihrem Mann, mit dem sie sich im Hinblick auf ihr gemeinsames Bauerntum einig fühlte, durch das Aufgeschriebene zu erleichtern. Das Tagebuch ist also auch ein Zeugnis dafür, wie ein spezifisches, individuelles Familiengedächtnis gebildet wurde.

Damit greift dieser Aufsatz ein weiteres Desiderat auf, nämlich die Entstehung und Entwicklung kleinerer kollektiver Gedächtnisse, wie etwa das Gedächtnis einer Familie zu erforschen. Diese wurden bisher v. a. in der mündlichen bzw. verschwiegenen transgenerationalen Weitergabe analysiert (z. B. Welzer / Moller / Tschuggnall 2002; Rosenthal 1997).

[2] Alle Namen, die im Tagebuch vorkommen, sind geändert worden.

Das hier untersuchte Tagebuch ist aber auch deshalb interessant, weil das Archiv-Konvolut der Autorin nicht nur ihre Autobiografie, sondern außerdem noch einen Briefwechsel zwischen der Tochter und dem Ehepaar Kempowski enthält. Es existieren sogar zwei Fassungen der Autobiographie: Eine erste, noch in den 1980er Jahren in der DDR geschriebene Version liegt dem Konvolut im Archiv bei. Diese wurde von der Autorin nochmals überarbeitet und zu Beginn der 2000er Jahre gebunden in der Familie und unter Freunden verteilt. Diese Version umfasst 83 Seiten und wurde mir von ihrem Sohn zur Verfügung gestellt.

Bei einer Autobiographie handelt es sich um eine zurückblickende Interpretation des eigenen Lebens, die dem Erlebten Sinn verleiht und es in eine kohärente Erzählung fasst (vgl. Heinritz 2008). Das heißt, in einer Autobiografie werden größere Bögen gespannt, während Tagebücher »Erinnerungsrekonstruktionen aus der kurzen zeitlichen Distanz« (zur Nieden 1993, 52) enthalten und ein typisches Merkmal, nämlich das der Diskontinuität, in sich tragen (Lejeune 2001, 105). Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich die Erinnerungen unterscheiden, da sie im Rückblick neu geordnet werden. Zusätzlich muss berücksichtigt werden, »dass die Erinnerung nicht objektiv ist, dass sie im Gegenteil höchst selektiv verfährt, weil sie vergisst, verdrängt und beschönigt« (Wagner-Egelhaaf 2010, 190) und »sich das autobiografische Gedächtnis im Laufe des Lebens immer wieder neu organisiert« (Wagner-Egelhaaf 2010, 190). Denn Selbstzeugnisse korrespondieren mit dem jeweilig aktuellen kommunikativen Gedächtnis. Entsprechend tragen sie auch in jeweils spezifischer Art und Weise zur Sinn- und Identitätskonstruktion der Verfasserin bei (vgl. Heinritz 2008), die sich damit auch auf jeweils veränderte Konstruktionen von Femininität bezieht.

Da die erste Version der Autobiografie in der DDR und die zweite in der wiedervereinigten Bundesrepublik geschrieben wurde, überrascht es nicht, dass sich die beiden hier vorliegenden Versionen unterscheiden. Denn alle drei Selbstzeugnisse wurden in und für jeweils spezifische gesellschaftliche Kontexte geschrieben. Beide Medien (das Tagebuch und die Autobiografie) und das in ihnen ausgedrückte Begehren, Teil der jeweils machtvollen Diskurse zu sein (vgl. Foucault 1974), richten sich auf eine zu gestaltende Zukunft, die jedoch in diesem Falle jeweils unterschiedlich imaginiert wurde. Die Autobiografie stellt eine nachträgliche, zumindest halböffentliche Interpretation des eigenen Lebens dar, mit der die Protagonistin auch einen Beitrag dazu leistet, wie sie selbst von ihren Kindern und Enkel_innen erinnert werden will, während sie im Tagebuch noch auf eine gemeinsame Zukunft mit ihrem Mann hoffte. Die Einträge im Tagebuch sollten die Zeit der Trennung überbrücken helfen, wobei sich die Verfasserin an nationalsozialistisch geprägte Diskurse anlehnte. Da beide Eheleute Mitglied in der NSDAP waren, ist zu vermuten, dass sie damit auch das aufgriff, was sie mit ihrem Mann einte. Die beiden Selbstzeugnisse folgen daher einer je unterschiedlichen Erzähllogik, die sich einerseits in den jeweils dominanten gesellschaftlichen Diskursen verorten und andererseits durch das jeweilige Genre selbst geprägt sind.

Ich möchte im Folgenden zunächst den Lebenslauf der Verfasserin anhand ihrer Autobiografie rekonstruieren, um anschließend das Brieftagebuch bis zum Kriegsende nachzuerzählen. Bei der folgenden Interpretation der Autobiografien lege ich die neuere Version zu Grunde und setze sie zu der älteren, noch zu DDR-Zeiten verfassten, in einigen Punkten in Beziehung. Schließlich vergleiche ich die Kriegszeit im Brieftagebuch und in der Autobiografie. Das Augenmerk liegt dabei auf der jeweiligen Konstruktion von Weiblichkeit: Während es im Tagebuch um eine ganz konkrete Ausdrucksform, nämlich um die bäuerliche Weiblichkeit im Sinne des Nationalsozialismus geht, wird in der Autobiographie ein abstraktes Bild von Weiblichkeit, die quasi universale Figur der – am Krieg selbst nicht beteiligten – Kriegerwitwe entworfen.

Durch den Rückgriff auf diese Figur wird jene Erinnerungskultur angesprochen, in der Deutsche als Opfer thematisiert werden. Denn der Krieg und seine Folgen für das persönliche Leben werden in den Vordergrund gestellt, während die eigenen rassistisch motivierten Aktivitäten und Weltsichten dethematisiert werden. Damit zielt die Autobiografie auf eine andere Art Gedächtnis ab als das Tagebuch, das – trotz des Leidens unter den kriegsbedingten Verlusten – ein grundsätzliches Einverständnis mit der nationalsozialistischen Kriegspolitik zum Ausdruck bringt.

Rekonstruktion der Biografie Christa Bartels bis zum Beginn des Brieftagebuchs

Anhand ihrer Autobiografie lässt sich rekonstruieren, dass Christa Bartel 1912 als Nachzüglerin von drei älteren Geschwistern geboren wurde. Die Familie lebte in einem Dorf mit 300 Einwohner_innen im heutigen Sachsen-Anhalt, wo ihren Eltern einer der fünf Landwirtschaftsbetriebe gehörte. 1918 wurde sie im Dorf eingeschult. 1921 wechselte sie für sechs Jahre in die Oberschule einer nahegelegen Stadt und wohnte dort in einem Mädchenpensionat. 1928 ging sie nach Berlin, wo eine ihrer beiden älteren Schwestern wohnte, um dort die Frauenschule zu besuchen. Sie schloss diese Schule nicht ab, da ihr Schwager versetzt wurde und sie alleine nicht dort bleiben wollte. Daher kehrte sie wieder nach Hause zurück, wo ihr gemeinsam mit ihrer Schwester der Hof der Eltern überschrieben wurde. Fortan arbeitete sie dort und lernte Haus- und Feldwirtschaft sowie Nähen und Schneidern in der nächstgrößeren Stadt.

Im Dezember 1932 trat Christa Bartel der NSDAP bei und war zu Beginn des Nationalsozialismus zunächst BDM-Führerin für Jungmädel. Da sie der »Röhm-Putsch« enttäuscht hatte, lehnte sie ein Stellenangebot der Hitler-Jugend (HJ) ab und ging stattdessen 1934 zu einer Ärztin nach Sachsen, die eine Erzieherin für ihre Tochter suchte. Der elterliche Hof wurde von ihrer Schwester und ihrem Schwager weitergeführt. 1936 machte sie Urlaub bei ihren Eltern

und lernte bei dieser Gelegenheit ihren späteren Mann kennen, den sie 1937 heiratete. Ihr Mann war sechs Jahre älter und seit Mai 1933 ebenfalls Mitglied der NSDAP. Nach den Flitterwochen zog Christa Bartel mit ihm auf das Gut seiner Eltern. 1937 wurde sie ausbildende Lehrfrau und hatte regelmäßig ein bis zwei Lehrmädchen auf dem Hof.

Im Sommer 1939 wurde das erste Kind, ein Sohn, geboren. Kurz darauf, zu Kriegsbeginn, wurde der Ehemann – zunächst für zivile Tätigkeiten im Oberkommando des Heeres (OKH) und als Siedlungshelfer in den so genannten Warthegau – einberufen. In dieser Zeit konnte sich das Paar noch häufig sehen, da es für Christa Bartel möglich war, ihren Mann zu besuchen. Im Sommer 1941 kam das zweite Kind, eine Tochter, zur Welt; wenig später wurde ihr Mann als Soldat einberufen. Da die Schwiegereltern für die Führung des Betriebs bereits zu alt waren, oblag ihr während der Abwesenheit ihres Mannes die Leitung der Landwirtschaft. Aus dem Brieftagebuch geht hervor, was in der Autobiografie nicht erwähnt wird, nämlich dass sie bei der Arbeit auf dem Hof der Schwiegereltern neben den Lehrmädchen auch von zwei als Zwangsarbeiter eingesetzten französischen Kriegsgefangenen und einem polnischen Wanderarbeiter unterstützt wurde, der in der Zeitspanne, die das Tagebuch umfasst, die deutsche Staatsbürgerschaft erlangte. Zeitweilig arbeiteten auch andere Bewohner_innen aus dem Dorf auf dem Hof mit. Bartel war zudem in der NS-Frauenschaft aktiv sowie Kreisbäuerin, wodurch sie ein Amt auf lokaler Ebene im »Reichsnährstand« bekleidete. In der Weihnachtszeit 1943 erfuhr sie, dass ihr Mann vermisst wurde.

Das Brieftagebuch von Christa Bartel bis zur Kapitulation Deutschlands

Bartel begann ihr Brieftagebuch am 16.12.1943 mit einer Umwidmung. Das Buch hatte sie nämlich ursprünglich im September 1939 mit der Geburt des ersten Kindes, eines Sohnes, begonnen. Es sollte dessen Aufwachsen – und später auch das seiner jüngeren Schwester – begleiten und dokumentieren. Als solches wurde das Tagebuch von Bartel jedoch nur knapp zwei Jahre fortgeführt und dann abgebrochen.

> *Fast zwei Jahre habe ich nichts in das Büchlein geschrieben. Und wieviel an Ereignissen liegt dazwischen!*
>
> *Von jetzt ab soll das Buch nicht mehr nur für unsere Kinderlein bestimmt sein, sondern in erster Linie für dich, mein Besterlein! Denn ich kann nur glauben [sic] daß Du lebst, Du kannst nicht tot sein!* (26.12.1943)

In den Einträgen, die der Umwidmung ihres Tagebuchs folgen, richtete sich Bartel stets direkt an ihren Ehemann. Seine Abwesenheit ist das grundlegende

Motiv und das Hauptthema des gesamten Brieftagebuches. Sie führte dieses Brieftagebuch bis 1948 in unregelmäßigen Abständen weiter. In der Regel schrieb sie einmal im Monat eine, meist aber mehrere Seiten. Die Aufzeichnungen enden abrupt, ohne dass ein Grund dafür ersichtlich wäre.

Ihre Aufzeichnungen unterscheiden sich insofern vom Briefeschreiben, als sie Selbstgespräche mit ihrem Mann führte und Monologe festhielt, auf die sie keine Antwort erwartete. So kann leicht der Eindruck entstehen, dass es sich bei dem Text um ein rein privates Selbstgespräch handelt, was jedoch nur scheinbar der Fall ist, da Christa Bartel das Brieftagebuch an ihren Mann als imaginären Leser richtete. Sie gestaltete und stabilisierte – wenn auch einseitig – das Fundament der Beziehung, indem sie ihren Mann an ihren Erinnerungen teilhaben ließ und sich in einem imaginären Dialog an gemeinsame Erlebnisse erinnerte (vgl. Saurer 2003).

Die Kriegsfolgen in Christa Bartels Tagebuch

Der Krieg stellte die Rahmenbedingungen für das Tagebuch: Dass ihr Mann vermisst wurde, war das Motiv für das Schreiben von Bartels. Damit ist bereits die bloße Existenz des Brieftagebuchs ein Ergebnis des Kriegsalltags. Darüber hinaus beschrieb sie, wie sie den Hof alleine führen und zusätzlich zu ihren eigenen Arbeiten, die sich auf das Haus bezogen, die Aufgaben ihres Mannes (auf dem Feld, in der Jagd sowie der Buchhaltung und Geschäftsführung) übernehmen oder zumindest überwachen musste. Dies war ebenso ein Effekt des Krieges, wie der Umstand, dass ihr französische Kriegsgefangene als Hilfen zur Verfügung standen. Ein weiterer Effekt war, dass sie mit ihrer Ernte ein Soll erfüllen musste, mit dem die Fortführung des Krieges ermöglicht wurde.

Von 1944 bis zur Kapitulation 1945 gab es in dem Dorf immer wieder Luftalarme und auch Luftangriffe, die die Weiterarbeit einschränkten oder gar verhinderten (z. B. 21.1.1944). In dieser Zeit wurden auch weitere Familien bei ihr einquartiert und sie sah Bombenschäden in nahe gelegenen Städten (z. B. 28.01.1944). Auf einem Spaziergang mit den Kindern wurde sie von einem Luftangriff überrascht, bei dem Teile ihres Dorfes zerstört wurden (01.06.1944). Bei einem späteren Angriff wurden auch Teile des eigenen Hofs getroffen (29.01.1945). Schließlich wurden die Gartentür und der Zaun durch Verteidigungsversuche der deutschen Flak beschädigt (24.04.1945). Nach der Kapitulation wurde sie im September 1945 wegen ihres Amtes als Kreisbäuerin von der sowjetischen Armee verhört und musste ihr kurz darauf einen Teil der privaten Wohnung als Unterkunft zur Verfügung stellen. Schließlich oblag ihr in der gesamten Zeit die Erziehung der Kinder und damit auch die Weitergabe von Traditionen sowie den damit verbundenen Frauen zugeordneten Aufgaben.

Die aus dem Tagebuch rekonstruierbare subjektive Einstellung zum Krieg

Es ist ganz eindeutig, dass Bartel unter den Folgen des Krieges litt. Immer wieder thematisierte sie Sorgen und Ängste um ihren Mann sowie das Bedürfnis, von ihm zu hören, ihn zu sehen und Zärtlichkeiten austauschen zu können. Zudem gab »es wohl kaum eine Familie aus [ihrer] nächsten Verwandtschaft, [in der] nicht irgend jemand [sic] gefallen oder vermisst« (12.11.1944) war. Daneben war sie durchgängig einer großen Arbeitsbelastung ausgesetzt, und je länger der Krieg andauerte, umso mehr litten der Hof und die das Dorf umgebende Infrastruktur.

Doch dies führte nicht dazu, dass sie Wünsche auf ein baldiges Kriegsende artikulierte, wie sie in manchen anderen Tagebüchern durchaus zu finden sind. Zwar hoffte auch sie auf ein Ende des Krieges, um dann ihren Mann wiedersehen zu können, und beklagte Ungerechtigkeiten bezüglich der Opfer, die einzelne erbringen mussten (12.11.1945). An keiner Stelle wurde aber die Notwendigkeit des Krieges von Bartel in Frage gestellt. Im Gegenteil schimmerte immer wieder das von der NS-Frauenschaft propagierte Frauenbild durch, welches sie auch öffentlich in einem Zeitungsartikel vertrat, auf den ich noch zurückkommen werde. Dieses Frauenbild enthält durchaus militärische Aspekte, etwa die Stellvertretung des Mannes durch die Frau, der Einsatz für den Erhalt der Nachkommen und damit der »Sippe« und eine nach außen vertretene Stärke auch in schweren Zeiten (vgl. Kath 1934). Letztere zeigt sich immer wieder in Passagen, in denen sie schrieb, dass sie sich ihre Trauer nicht anmerken ließe.

Nur ganz am Ende war sie dafür, dass sich das Dorf beim Einmarsch alliierter und sowjetischer Truppen auch ohne Erlaubnis ergeben solle (14.4.1945).

> *Wir haben auf unserem Hause die weiße Fahne – ein Bettuch – gehißt und auch auf der Kirche. Eigentlich scheußlich, man könnte weinen, aber verstandesgemäß kann man ja auch so etwas für das deutsche Volk erretten. Wem nützen die Trümmer…?* (14.4.1945)

In dieser Situation siegt bei ihr der Pragmatismus über die Ideologie. Sie legitimiert das abweichende Verhalten nun damit, »etwas für das deutsche Volk zu erretten«. Doch die deutsche Flak kämpfte noch zehn Tage weiter, so dass der Krieg für sie erst am 24.4.1945 endete.

Nicht nur das Weiblichkeitsbild, sondern auch das Bauerntum wurde während des Nationalsozialismus bereits vor dem Krieg militarisiert. Dies geschah unter anderem durch die Einführung von Begriffen wie »Dienst an der Scholle« oder »Erzeugungsschlacht« sowie die Verleihung militärischer Ehren an Bauern (vgl. May 2002, 17). Als Kreisbäuerin war Bartel auch in dieser Hinsicht aktiv. In ihrem Brieftagebuch schrieb sie wiederholt, dass sie darüber nachgedacht habe, dieses Amt aufzugeben, da es so zeitintensiv sei. Allerdings entschied sie

sich, daran festzuhalten, weil die diesbezüglichen Veranstaltungen ihr die Gelegenheit boten, das Haus zu verlassen (z. B. 9.2.1944). Da die Veranstaltungen und ihre mit dem Amt verbundenen Verpflichtungen für sie eine gewünschte Abwechslung darstellten, waren sie also eher eine Bereicherung denn eine Belastung.

Dass sie mit der NS-Ideologie übereinstimmte, geht auch aus einem Bericht über einen Kursus hervor, bei dem sie ein Vortrag von »Herr Professor Schoepke aus Berlin« besonders begeisterte (12.11.1944):

> *Er sprach über die Landflucht und ihre Bekämpfung. Eigentlich ein abgedroschenes Thema aber von ihm völlig neu vorgestellt. Er sagte u. a., dass es ganz ganz [sic] wenig Menschen auch in bäuerlichen Kreisen gäbe, die wirklich gesund bäuerlich denken. Die Industrie ist unser Grundübel und Todfeind der Landwirtschaft. Besterlein, er sprach so, wie wir immer sagten, er sah so wirklich, so real u. nahm kein Blatt vor den Mund. Vor allem kommt es auf die Erziehung des bäuerlichen Menschen an! Ich hätte ihm stundenlang zuhören können.* (12.11.1944)

Vermutlich handelt es sich hier um Karl Schoepke, der den Artamanen nahe stand (vgl. Benz 1968). Was in Bartels Worten harmlos klingen mag, steht in einem deutlichen Zusammenhang mit der rassistischen Politik des »Reichsnährstandes« sowie mit der Legitimierung des Kriegs durch »Raumnot des deutschen Volkes«. In dieser Erzählung zeigte sich Bartel als von der nationalsozialistischen Landwirtschaftspolitik, die rassenideologisch und anti-industriell geprägt war, überzeugt (vgl. Mai 2002, 289 ff.). Dass diese Äußerungen politisch nicht harmlos sind, zeigt sich auch an anderen Stellen des Tagebuchs. So beklagt sie beispielsweise, dass der »Charakter« eines Landarbeiters »polnisch« sei, als er sich ihr widersetzt. Noch deutlicher aber wird es in der Geschichte eines ihrer Lehrmädchen. Bartel erfuhr bei einem Besuch bei einem ehemaligen Lehrmädchen, dass sich eines ihrer beiden derzeitigen Lehrmädchen, Gertrud, in einen französischen Kriegsgefangenen auf dem Hof verliebt hatte (30.4.1944). Sie war erschüttert darüber, entschied sich aber dagegen, Gertrud direkt anzusprechen. Vielmehr nahm sie sich vor, beide Lehrmädchen gemeinsam dazu zu ermahnen, nicht zu viel Zeit mit den französischen Kriegsgefangenen zu verbringen. Das tat sie auch, nachdem Louis, der eine Kriegsgefangene, eine ihrer Vorschriften missachtet hatte. Ihre Ermahnung zitiert sie selbst:

> *Louis wird immer frecher. Ich untersage euch jedwede freundschaftliche Beziehung zu dem Franzosen, ich möchte diese Kalberei nicht, ihr müsst immer daran denken, dass ihr deutsche Mädchen seid u. er ist ein Kriegsgefangener.*

Bei dem anschließenden Mittagessen fehlte Gertrud. Das andere Lehrmädchen wollte sie holen und kam mit einem Zettel aus ihrem Zimmer zurück, auf dem Gertrud sich von ihren Eltern verabschiedete, weil das Leben für sie sinnlos geworden sei. Louis erwähnte sie Bartels Bericht zufolge nicht. Alle gingen,

Gertrud zu suchen und fanden sie schließlich erhängt auf dem Dachboden. Louis hatte anscheinend so viel Vertrauen zu Bartel, dass er ihr einen Brief von Gertrud zeigte, in welchem ihre Liebe deutlich zum Ausdruck kam. Frau Bartel rief einen Arzt, die Polizei und das ehemalige Lehrmädchen, damit sie »alles aussagen« würde, »was sie wusste«. Louis wurde noch in derselben Nacht verhaftet.

Hätte Bartel Louis wirklich denunzieren müssen? – Doch selbst wenn an dessen Verhaftung nach dem Selbstmord kein Weg vorbei geführt hätte, ist der Text über die Angelegenheit in ihrem Brieftagebuch insofern bezeichnend, als er an keiner Stelle Empathie für die beiden und ihr in den Zeiten des Nationalsozialismus unmögliches Liebesverhältnis erkennen lässt. Den Selbstmord erklärte Bartel sich mit einem »feinsinnigen Ehrgefühl«, das Gertrud möglicherweise besessen habe und Louis wird (auch später) nicht wieder erwähnt.

Dass ihr die Gesinnung wichtig war und sie sich auch als »Lehrmutter« begriff, geht aus einem Artikel mit dem Titel »Die Landfrau als Betriebsführerin« hervor, den sie im November 1944 für die *Mitteilungen für die Landwirtschaft* verfasste und der im ersten Heft 1945 am 5.01.1945 veröffentlicht wurde.[3] Sie beschrieb darin die vielfältigen Aufgaben, die sie als Betriebsführerin erfüllen musste, wobei sie gleichzeitig die Aufgaben der Hausfrau nicht vernachlässigen durfte. Der Artikel diente der Motivation anderer »Landfrauen«. Es lag der Autorin besonders am Herzen, das »Schweinesoll« zu erfüllen. Bei allen Aufgaben sei es von Bedeutung, den jungen Menschen »Vorbild« zu sein und »sich voll und ganz zum Bauerntum [zu] bekennen«. Zudem schrieb sie, dass die Lehrfrau die Lehrlinge »zu landgebundenen Menschen erziehen« sollte. Doch nicht nur die Lehrmädchen, sondern auch die eigenen Kinder – die sie »Blondköpfe« nennt – müssten in dieser Weise erzogen werden.

Bartel versuchte nicht nur selber, so gut wie möglich durchzuhalten, sondern warb auch dafür. Sie bekannte sich nicht nur selbst zum Bauerntum, sondern wollte auch ihre Lehrmädchen an die Ideologie des Bauerntums heranführen. Das sind deutliche Hinweise auf ihre affirmative Einstellung zum Nationalsozialismus. Noch eindeutiger ist ihre Identifikation mit dem NS in ihrem Kommentar zur Kapitulation:

> *Das 3. Reich, der Garant des Friedens, das 1000jährige, ist im 13. Jahr seines Bestehens zusammengebrochen, es ist gescheitert an den Menschen, deren Erbärmlichkeit Hitler nicht ins Gewicht zog. Die Idee war gut und vieles an ihr wird weiterleben.* (10.5.1945)

[3] Der Literaturhinweis wird hier nicht gegeben, um die Anonymität der Verfasserin zu wahren. Er ist jedoch aus dem Archivmaterial rekonstruierbar.

Die Autobiografie(n) in ihrer Beziehung zum Tagebuch

Ich habe die nazi-affinen Aspekte deshalb so deutlich herausgestellt, da beim Lesen der Seiten über diesen Zeitraum in der späteren Autobiografie zunächst der Eindruck entsteht, einer gänzlich anderen Person zu begegnen. Das ist nicht ungewöhnlich, da Autobiografien – wie bereits erwähnt – zu immer wieder neuen Identitätskonstruktionen führen. Zudem verändern sich die Berichte von Zeitzeug_innen je nach Adressat_in. Menschen gegenüber, die dasselbe erlebt haben und gleich gesinnt sind, kann anders über die Geschichte gesprochen werden, als potenziell kritischen Außenstehenden und später Geborenen (vgl. Wierling 2008). Diese unterschiedliche Adressierung trifft auch auf die verschiedenen autobiografischen Schriften von Bartel zu. Das in der NS-Zeit entstandene Brieftagebuch war an ihren Mann adressiert, der in derselben Zeit lebte und mit dem sie politische Interessen teilte. Mit ihm bewegte sie sich in anderen Denk- und Machtstrukturen als mit ihren Nachfahren in der DDR und dem wiedervereinten Deutschland. So bleiben ihre Aktivitäten im Nationalsozialismus in den autobiografischen Texten weitgehend unerwähnt. Während beispielsweise die Mitgliedschaft in der NSDAP verschwiegen wird, nehmen Bombenangriffe und die kurzzeitige Verhaftung nach der Kapitulation verhältnismäßig viel Raum ein, so dass sie sich in erster Linie auf Diskurse bezieht, in denen Deutsche zu Opfern wurden (vgl. Zehfuss 2007).

Die Autobiografie umfasst insgesamt 83 Seiten. Die Zeit des Nationalsozialismus nimmt davon bereits 36 Seiten, also mehr als ein Drittel, ein. Daran anschließend wird noch die erste Nachkriegszeit thematisiert. Die Zeit des Nationalsozialismus beginnt Bartel mit einem etwas mehr als eine Seite langen Text, der mit »Nazizeit« betitelt ist. In dieser Passage schreibt sie, dass »man« anfangs »hoffte« und sie Mädelführerin beim BDM war. Anschließend schreibt sie, dass ihre auf Hitler projizierten Hoffnungen durch den »Röhm-Putsch« enttäuscht worden seien, bei welchem »auf Hitlers Befehl Leute getötet« (18) wurden. Daher habe sie ein weiteres Arbeitsangebot der Hitler-Jugend abgelehnt und sich eine Stelle als private Erzieherin gesucht. Sie berichtet, dass ihr Schwager, der SPD-Mitglied war, 1934 entlassen wurde.

Interessant ist, dass sich die beiden Autobiografien in diesem Kapitel unterscheiden. So ist der noch in der DDR verfasste Text etwas detailreicher. Beispielsweise spezifiziert sie hier, dass sich die mit Hitler verbundenen Hoffnungen auf die Landwirtschaft bezogen und dass sie gebeten wurde, die Jungmädel zu übernehmen, »was [sie] gerne tat«. In der älteren Autobiografie schreibt sie auch, dass sie während einer BDM-Weiterbildung vom »Röhm-Putsch« erfuhr und es »Ärger gab«, weil sie sich daraufhin in der HJ nicht weiterqualifizieren wollte. Zudem ist hier der Bezug zwischen der SPD-Mitgliedschaft und der Entlassung ihres Schwagers aus dem »Staatsdienst« als kausale Beziehung dargestellt, während dieser Zusammenhang in der jüngeren Version nur nahegelegt wird.

Hier zeigt sich bereits eine Verschiebung der Erinnerung zwischen den Autobiografien. Diese kann einerseits so interpretiert werden, dass Bartel sich in der DDR noch stärker genötigt sah, sich vom Nationalsozialismus zu distanzieren als in der wiedervereinten Bundesrepublik, andererseits kann auch das Alter eine Rolle gespielt haben. Denn zwischen den Autobiografien liegen fast zwei Jahrzehnte. In beiden Fällen aber ist der Auftakt der Geschichte identisch, in der sie sagt, dass sie zunächst an Hitler glaubte, sich aber sehr schnell distanzierte. Zudem erwähnt sie mit der SPD-Mitgliedschaft eine oppositionelle Einstellung zum Regime sowie die damit verbundenen negativen Konsequenzen für die Familie. Diese Erzählung legt damit eine frühe Abkehr vom nationalsozialistischen Regime nahe.

Die darauf folgenden Passagen behandeln zwar nach wie vor die Zeit des Nationalsozialismus, werden aber jeweils anders betitelt. Auf den nächsten 12 Seiten berichtet sie von der Familie, deren Kind sie betreut. Ein gemeinsamer Urlaub an der Ostsee wird erwähnt, ebenso wie eine Urlaubsfahrt mit einer Freundin nach Bayern. In der ersten Biografie schreibt sie über diese Zeit, dass sie »viele Menschen kennen[lernte], man hatte viel Interesse an Kunst und ich wurde an vieles herangeführt und alle waren gegen Hitler und voller Sorge, was daraus werden könnte.«

In der späteren Biografie schreibt sie nur noch, »wie wir [sic] alle … gegen die Nazis« (27) waren, und berichtet von einem mit der Familie befreundeten Lehrer, der sich 1935 für ein paar Wochen bei ihnen an der Ostsee verstecken musste, da er »für eine Zeitung ein Bild von ›Goebbels mit großer Schnauze‹« (27) gemalt hatte.

Mit solcherart Äußerungen positioniert sie sich scheinbar gegen das nationalsozialistische Regime. Sie setzt ihr eigenes Leben zu Menschen in Beziehung, die explizit eine oppositionelle Einstellung zum NS hatten. Abgesehen von ihrer eigenen Distanzierung aufgrund des Röhm-Putsches sind alle Äußerungen in gewisser Weise von anderen geliehen. Zudem bedeutet die Enttäuschung durch den Röhm-Putsch noch keine Absage an nationalsozialistisches Ideengut. Dennoch scheint es nach der Beschreibung eine Zeit gewesen zu sein, in der eine größere Distanz zum NS-Regime bestand. Der Text ändert sich jedoch in dem Moment, in dem sie mit ihrem Mann auf das Gut seiner Eltern zog: Von diesem Zeitpunkt an gibt es keinerlei Äußerungen mehr, die eine Distanz zum NS-Regime andeuten. Vielmehr wird es nun gänzlich unpolitisch, so als hätte es das Regime gar nicht mehr gegeben.

1936 beginnt ein neues Kapitel »Mal wieder Daheim« (33). Darin erzählt sie von einer Urlaubsreise zu ihren Eltern, bei der sie ihren späteren Mann kennenlernte, mit dem sie sich noch in demselben Jahr verlobte. Es folgt ein zweiseitiger Einschub über ihren Mann, »Hilmars Lebensweg« (38). Im Anschluss berichtet sie von der Hochzeit, der Hochzeitsreise und ihrem neuen Alltag auf dem Gut ihrer Schwiegereltern (42–45). Es folgt ein Abschnitt über den »Krieg«, in

welchem der erste Einsatz ihres Mannes erwähnt und von seinen Urlauben zu Hause bzw. ihren Besuchen bei ihm berichtet wird. Dabei verschweigt sie seine NSDAP-Mitgliedschaft und unterlässt eine Problematisierung seines Einsatzes als Siedlungshelfer im »Warthegau«. Sie bezieht keinerlei Stellung zur deutschen Kriegs- und Siedlungspolitik.

Während aus dem Tagebuch hervorgeht, dass sie sich dem Nationalsozialismus in dieser Zeit wieder angenähert hat, beschreibt sie sich in der Autobiografie als Frau, die in ihren Aufgaben als Frau, Landwirtin und schließlich auch Mutter aufging. Die einzigen und lediglich indirekten Hinweis auf eine möglicherweise nazi-affine Haltung bestehen darin, dass sie die Siedlungspolitik im »Warthegau« nicht problematisiert und als Lehrfrau für die landwirtschaftliche Ausbildung fungierte, womit sie im Rahmen des »Reichsnährstandes« eine Funktion einnahm, die sicher nur schwerlich ideologiefrei auszuüben war.

Die Zeit von der Nachricht des Vermisstseins ihres Mannes bis zum Kriegsende, die immerhin eineinhalb Jahre und fast zwei Brieftagebuchhefte umfasst, wird unter dem Titel »Trauriges Weihnachten« auf zwei Seiten abgehandelt. Im Wesentlichen berichtet sie hier von der Nachricht, ihrer Trauer sowie dem Luftangriff 1944, der sie mit den Kindern auf einem Spaziergang überraschte und einem weiteren 1945, bei dem ihr Haus beschädigt wurde. Hier konzentriert sie sich also auf die negativen Kriegsfolgen für Deutsche, für die in den so genannten Opferdiskursen immer die anderen verantwortlich sind, während verschwiegen wird, dass es selbst militärischen Regeln zufolge die Wehrmacht war, die längst hätte kapitulieren müssen, um die eigene Bevölkerung zu schützen (Zimmermann 2006).

Das Kriegsende im Tagebuch und in der Autobiografie

Gemessen an dem Umfang, den die Kriegszeit in ihrer Autobiografie einnimmt, wird einem Ereignis sehr viel Platz eingeräumt: Im September 1945 wurde Bartel vom Bürgermeister die Nachricht überbracht, dass sie verhört werden sollte. Das in der Autobiografie als »Kriegsende« betitelte Kapitel enthält die Beschreibung einer Einberufung zum Verhör durch die sowjetische Armee. In der Autobiografie werden die Passagen des Weges zum Verhör, das Warten und der Weg zurück nach Hause auf ca. fünf Seiten detailreich dargestellt. Was diese Aspekte betrifft, hält sie sich weitgehend an den Text im Tagebuch. Das Verhör selber fällt dagegen im Text wesentlich kürzer aus. Ebenso lässt sie die Vorgeschichte weg, die eng mit ihrer nationalsozialistischen Gesinnung und den diesbezüglichen Aktivitäten verbunden war. Beides möchte ich hier kurz aus dem Tagebuch wiedergeben.

In der Autobiografie schreibt sie, dass sie zum Verhör musste, weil sie aus Neid um den Hof von einem »ehemaligen KZ-Häftling« angezeigt wurde. Im

Gegensatz dazu erwartete sie ihre Verhaftung im Tagebuch bereits vier bis fünf Monate zuvor (24.04.1945). Sie schreibt auch im Tagebuch an einer Stelle über den Neid anderer, die sie gerne loswerden wollten (15.9.1945). Allerdings erfolgte ihre Verhaftung nicht individuell, sondern im Rahmen von mehreren Verhaftungswellen und aufgrund ihres Amtes als Kreisbauernführerin. Aus dem Tagebuch geht hervor, dass sie wiederholt befürchtete, verhört zu werden (07.06.1945). Zudem berichtete sie, dass die Polizei mehrmals nach ihrem Mann fragte, da »alle politischen Leiter zum Kommandanten bestellt und fast alle […] festgesetzt« wurden (7.6.1945). Sie sorgte sogar bereits für den Fall der Fälle vor und löste auch ein Konto von ihm auf, um das Geld auf die Konten der Kinder zu verteilen, da die der Verhafteten eingefroren wurden (03.07.1945). Schließlich erfuhr sie, dass alle »Parteigenossen« abgeholt werden sollten. Sie beschreibt sich als sehr aufgeregt, bis ihr eine Bekannte mitteilte, dass »die Frauen … jetzt noch nicht sondern erst später dran[kämen]« (10.08.1945). Im September war es schließlich so weit, dass sie verhört werden sollte.

Ihren Weg vom Dorf zu der sowjetischen Militärstation, auf der sie verhört wurde, und ihre Gedanken dabei beschreibt sie folgendermaßen:

> *Ich mußte einem Russen meine Papiere geben u. wurde mit einem anderen Russen zum Sammelplatz, der unter steter Bewachung war, gebracht. Ich amüsierte mich etwas, weil ich meiner Sache so sicher war, denn mir konnte ja nichts nachgewiesen werden und meine Tätigkeit als Kreisbäuerin war ja alles andere nur nicht politisch.* (15.9.1945)

Interessanterweise schreibt sie hier nicht, dass sie unschuldig war, sondern dass ihr »nichts nachgewiesen werden [konnte]«. Ihre Tätigkeit als Kreisbäuerin war kein politisches Amt im klassischen Sinne. Dennoch wurde sie aufgrund dieser Funktion verhaftet, wie sie bei dem Verhör erfuhr. Den Vorwurf, Kreisbauernführerin gewesen zu sein, bestritt sie und betonte im Verhör, dass sie Kreisbäuerin war, also keine Führerin. Sie bestritt sogar, dass es so ein Amt wie Kreisbauernführerin überhaupt gegeben hätte (15.09.1945). Dabei war ihr sicher bewusst, dass »Kreisbäuerin« und »Kreisbauernführerin« im »Reichsnährstand« dasselbe Amt bezeichneten (vgl. Hauch 2007, 72). Das heißt, sie versuchte, sich mit diesem Sprachspiel herauszuwinden, um auf keinen Fall verhaftet zu werden. Sie wurde mehrmals verhört und jedes Mal wurde ihr vorgeworfen dieses Amt ausgeübt zu haben, was sie ebenso oft bestritt. Die Atmosphäre beschreibt sie als »nervenaufreibend: »Ich habe Gott sei Dank die Nerven behalten u. hatte mir alles klar zurecht gelegt« (15.9.1945). Allerdings scheint sie das sowjetische Militär nicht überzeugt zu haben. Denn sie sollte verhaftet werden:

> *Nun galt es. Ich fange ein furchtbares Theater an, ohne eine Träne zu vergießen jammere ich nach meinen kleinen Kindern, nach meinen kranken alten Eltern, nach der Arbeit in meinem Hofe u. bestürme damit einen anderen nett aussehenden Rus-*

> *sen, der nichts mit der Vernehmung zu tun hatte und dem das Theater unangenehm war. Aber ich bleibe hartnäckig, flehe seine Hilfe an, jammere nach meinen Kindern, beteure meine Unschuld bis einer sagt: »Gehen Sie raus«.*

Das tat sie dann auch gleich. Allerdings wurde sie noch einmal aufgehalten und anschließend noch einmal verwarnt: »Dann das entscheidende Wort: ›Sie können nach Hause gehen, aber wenn Sie noch einmal herkommen, werden Sie nicht wieder frei.‹« (15.9.1945)

Am Ende half ihr also nur eine höchst weibliche Strategie, jemandem um Hilfe zu bitten, ihre Unschuld zu beteuern und sich als fürsorgliche Mutter und Tochter zu präsentieren. Das »Theater« gehörte vermutlich mit zu allem, was sie sich zuvor »zurechtgelegt« hatte.

In der Autobiografie fällt dieses Verhör hingegen sehr kurz aus. Sie beschreibt nur, dass ihre Daten aufgenommen wurden, und dass sie, noch bevor überhaupt ein Vorwurf erhoben werden konnte, zu flehen begann und sie dann mit denselben Worten wie im Tagebuch (»Sie können nach Hause gehen, aber wenn Sie noch einmal herkommen, werden Sie nicht wieder frei«) entlassen wird. Den Grund ihrer Verhaftung nennt sie nicht. Im Gegenteil stellt sie sich als gänzlich unpolitisch und unschuldig dar. Damit greift sie offenbar auf zeitgenössische Diskurse über die Willkür der sowjetischen Armee bei Verhaftungen zurück. Sie hält daher auch in diesem Kapitel an der Schreibstrategie fest, sich als gänzlich unpolitische Frau darzustellen, die in ihrer Rolle als Mutter, Tochter und Ehefrau aufgeht.

Fazit

Während Bartel mit ihrem Mann das Interesse an der »konstruktiv«-rassistischen nationalsozialistischen Politik teilte und das Tagebuch daher auf diese Einigkeit vertraute, werden Aspekte, die auf eben diese Einstellung hindeuten, in den Autobiografien weggelassen. Während das Tagebuch eine starke und nazi-affine Frau als Stellvertreterin ihres Mannes zeigte, die zudem um die Erneuerung des Volkes aus dem Bauerntum bemüht war, vermittelt die Autobiografie den Eindruck einer gänzlich unpolitischen Frau, die in ihrer mehr oder weniger bürgerlichen Konstruktion von Weiblichkeit aufgeht. Während sie zur Zeit des Krieges die dem Nationalsozialismus zugrundeliegende Ideologie teilte und an dessen Umsetzung mitarbeitete, greift sie in ihrer Autobiografie auf so genannte Opferdiskurse zurück. Sie entleert die eigene biografische Geschichte von ihrer affirmativen Einstellung zum Nationalsozialismus, so dass sie am Ende von allen Ambivalenzen bereinigt ist und nur noch das ungebrochene Bild der quasi universalen Figur der Kriegerwitwe übrigbleibt.

Anhand des Materials werden also zeitliche Verschiebungen von Erinnerungen sichtbar, die nicht nur durch das Vergessen oder Verdrängen, sondern auch als strategische Auslassungen und Umdeutungen interpretiert werden können, die mit der Verortung in der jeweiligen gesellschaftlichen Umgebung und ihren Diskursen in Beziehung stehen. Ihrem Mann stand sie während des Nationalsozialismus anders gegenüber als ihren Kindern und Enkel_innen in der DDR und der Bundesrepublik. Anstatt ihre innere Auseinandersetzung mit diesem Teil ihres Lebens und damit die Ambivalenzen transparent zu machen, lässt sie die verschiedenen Weiblichkeitskonstruktionen nebeneinander stehen und verdeckt ihre aktive und affirmative Teilnahme am Nationalsozialismus in ihrer Autobiographie durch das mit Unschuld assoziierte Bild der Kriegerwitwe, so dass auch ihre Enkel_innen glauben können: »Oma und Opa waren keine Nazis« (vgl. Welzer / Moller / Tschuggnall 2002). Damit werfen die Selbstzeugnisse zugleich Licht auf die Entstehung, Veränderung und Bewahrung von Gedächtnis in kleineren sozialen Zusammenhängen, die neben der offiziellen nationalen Erinnerungskultur bestehen, aber eben nicht unabhängig davon, sondern in Korrespondenz mit dieser entwickelt werden.

Quellen

Signatur 2910, Kempowski-Bio-Archiv, Akademie der Künste, Berlin

Literatur

Benz, Wolfgang (1968): Vom freiwilligen Arbeitsdienst zur Arbeitsdienstpflicht. In: Vierteljahrsheft für Zeitgeschichte 16 (4), 317–346.

Didczuneit, Veit / Ebert, Jens / Jander, Thomas (Hrsg.) (2010): Schreiben im Krieg. Schreiben vom Krieg. Essen.

Dörr, Margarete (1998a): »Wer die Zeit nicht miterlebt hat…« Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach. Bd. I Lebensgeschichten. Frankfurt a. M.

Dörr, Margarete (1998b): »Wer die Zeit nicht miterlebt hat...« Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach. Bd. II Kriegsalltag. Frankfurt a. M.

Dörr, Margarete (1998c): »Wer die Zeit nicht miterlebt hat…« Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach. Bd. III Das Verhältnis zum Nationalsozialismus und zum Krieg. Frankfurt a. M.

Erpel, Simone (Hrsg.) (2007): Im Gefolge der SS: Aufseherinnen des KZ Ravensbrück. Berlin.

Foucault, Michel (1974): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a. M.

Frietsch, Elke / Herkommer, Christina (Hrsg.) (2009): Nationalsozialismus und Geschlecht: eine Einführung. In: Dies.: Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, »Rasse« und Sexualität im »Dritten Reich« und nach 1945. Bielefeld, 9–44.

Gehmacher, Johanna / Hauch, Gabriella (Hrsg.) (2007): Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus. Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen. Innsbruck, 70–86.

Hämmerle, Christa (2010): Zur Feldpost der beiden Weltkriege aus frauen- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive. In: Didczuneit, Veit / Ebert, Jens / Jander, Thomas: Schreiben im Krieg. Schreiben vom Krieg. Essen.

Hagemann, Karen / Schüler-Springorum, Stefanie (Hrsg.) (2002): Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege. Frankfurt a. M.

Hauch, Gabriella (2007): Nationalsozialistische Geschlechterpolitik und bäuerliche Lebenswelten. Frauenspezifische Organisierung, Arbeitsteilungen, Besitzverhältnisse. In: Gehmacher, Johanna / Dies. (Hrsg.): Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus. Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen. Innsbruck, 70–86.

Heinritz, Charlotte (2008): Autobiographien als Medien lebensgeschichtlicher Erinnerungen. In: BIOS 21 (1), 114–123.

Hornung, Ela (2005): Warten und Heimkehren. Eine Ehe während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Wien.

Humburg, Martin (1998): Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion 1941–1944. Opladen.

Jureit, Ulrike (1999): Zwischen Ehe und Männerbund. Emotionale und sexuelle Beziehungsmuster im Zweiten Weltkrieg. In: Dies. (Hrsg.): Feldpostbriefe. WerkstattGeschichte 22, 61–73.

Kath, Lydia (1934): Die Frau im altnordischen Volksleben. In: Oberste Leitung der Parteiorganisation N.S. Frauenschaft (Hrsg.): Schulungshefte der N.S. Frauenschaft 2.

Koonz, Claudia (1987): Mothers in the Fatherland. Women, the Family and Nazi Politics. New York.

Krauss, Marita (Hrsg.) (2008): Sie waren dabei. Mitläuferinnen, Nutznießerinnen, Täterinnen im Nationalsozialismus. Göttingen.

Kundrus, Birthe (1995): Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Hamburg.

Kundrus, Birthe (2002): »Forbidden Company: Romantic Relationships between Germans and Foreigners 1939–1945«. In: Journal of the History of Sexuality 11 (1 / 2), 201–222.

Lanwerd, Susanne / Stoehr, Irene (2007): »Frauen- und Geschlechterforschung zum Nationalsozialismus seit den 1970er Jahren. Forschungsstand, Veränderungen, Perspektiven«. In: Gehmacher, Johanna / Hauch, Gabriella (Hrsg.): Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus. Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen. Innsbruck, 22–68.

Latzel, Klaus (1998): Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939 – 1945. Paderborn.

Lejeune, Philippe (2001): How Do Diaries End? In: Biography 24 (1), 99–112.

Mai, Uwe (2002): ›Rasse und Raum.‹ Agrarpolitik, Sozial- und Raumplanung im NS-Staat. Paderborn.

Marszolek, Inge (1999): »Ich möchte Dich zu gern mal in Uniform sehen.« Geschlechterkonstruktionen in Feldpostbriefen. In: Jureit, Ulrike (Hrsg.): Feldpostbriefe. WerkstattGeschichte 22, 41–59.

Maubach, Franka (2009): Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachtshelferinnen. Göttingen.

Mouton, Michelle (2005): Sports, Song and Socialisation. Women's Memories of Youthful Activity and Political Indoctrination in the BDM. In: Journal of Women's History 17 (2), 62–86.

Rosenthal, Gabriele (1997): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. Gießen.

Steinbacher, Sybille (Hrsg.) (2007): Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft. Göttingen.

Wagner, Leonie (2010): Nationalsozialistische Frauenansichten. Weiblichkeitskonzeptionen und Politikverständnis führender Frauen im Nationalsozialismus. Berlin.

Wagner-Egelhaaf, Martina (2010): Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Literaturwissenschaft. In: BIOS 23 (2), 188–200.
Weckel, Ulrike / Heinsohn, Kirsten / Vogel, Barbara (Hrsg.) (1997): Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt a. M.
Welzer, Harald / Moller, Sabine / Tschuggnall, Karoline (2002): »Opa war kein Nazi.« Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt a. M.
Werner, Frank (2008): »Hart müssen wir hier draußen sein.« Soldatische Männlichkeit im Vernichtungskrieg 1941–1944. In: Geschichte und Gesellschaft 34, 5–40.
Yuval-Davies, Nira (1997): Geschlecht und Nation. Emmendingen.
Zehfuss, Maja (2007): Wounds of Memory. The Politics of War in Germany. Cambridge (GB).
Zimmermann, John (2006): Pflicht zum Untergang. Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944 / 45. Paderborn.
Zur Nieden, Susanne (1993): Alltag im Ausnahmezustand. Frauentagebücher im zerstörten Deutschland 1943–1945. Berlin.